

81

Cressy.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Bret Harle.

II.

Als am andern Morgen die Kinder langsam ihre Plätze aufsuchten, erfaß der Lehrer eine Gelegenheit, um mit Rupert zu sprechen. Der hübsche, aber durchaus nicht liebenswürdige Junge wurde wie gewöhnlich von einer Gruppe seiner kleinen weiblichen Bewunderer umdrängt, denen er, das läßt sich nicht leugnen, mit höchster Verachtung entgegentrat. Vielleicht war es diese gute Eigenschaft, welche den Lehrer für ihn einnahm, und nicht ohne einiges Vergnügen vernahm er Broden seiner verächtlichen Bemerkungen gegen seine Verehrerinnen.

„Du!“ hieß es da zu Clarinda Jones, „laß das Hauen! — Und Du,“ zu Octavia Dean, „sollest mir nicht immer so gegen den Kopf pusten. Das kann ich schon gar nicht leiden. Ja, Du warst's. Ich hab's in meinen Haaren gefühlt. — Und Du auch — ihr habt immer was zu schnüffeln und zu spionieren. — Ach ja, Du möchtest gerne wissen, warum ich ein neues Buch bekommen hab', Fräulein Neugier. Na, was giebst Du, wenn ich Dir's sag'? Möchtest natürlich gerne sehen, ob es hübsch ist (mit besonders verächtlicher Betonung des Adjektivs). Ne, es ist nicht hübsch. An was andres denkt ihr Frauenzimmer ja nicht — bloß hübsch und nett! Geh weg! Siehst Du nicht, daß der Lehrer herfieht? Schäm Dich!“

Er bemerkte den auffordernden Blick des Lehrers und trat beschämt näher, noch die Roruröte auf dem hübschen Gesicht und die braunen Locken ein wenig verwirrt. Eine, die Octavia Dean sich um den Finger gewickelt hatte, stand wie ein Hahnenkamm empor.

„Ich habe Onkel Ben gesagt, daß Du ihm nach den Schulstunden helfen darfst“, redete ihn der Lehrer an, indem er ihn beiseite nahm, „Du kannst darum das Schreiben am Vormittag sein lassen und es am Nachmittag besorgen.“

Die dunklen Augen des Knaben blitzten. „Und wenn ich bitten dürft', Herr Lehrer,“ fügte er ernst hinzu, „dann könnten Sie ja in der Schule sagen, daß ich nachsigen muß.“

„Aber warum denn?“ fragte der Lehrer amüsiert.

Rupert wurde rot. „Damit die dummen Frauenzimmer mir nicht nachgelaufen kommen.“

„Wir wollen sehen,“ bemerkte der Lehrer lächelnd und fügte nach kurzer Pause ernst hinzu: „Der Vater weiß doch, daß Du dafür Geld bekommst, und es ist ihm doch recht?“

„Der? Bewahre!“ entgegnete Rupert ein wenig verwundert und mit der nämlichen Protektormiene in Bezug auf seinen Erzeuger, wie er sie vorher gegen seinen jüngeren Bruder angenommen. „Auf den kommt's nicht an.“ In der That hatte der alte Filgen, der seit zwei Jahren Witwer war, stillschweigend gebilligt, daß bei ihm die Hausordnung von Rupert gehandhabt werde. Da er das wußte, konnte der Lehrer nur „Schön!“ sagen und den Schüler freundlich auf seinen Platz schicken.

Der letzte Nachzügler war eben hereingeschlüpft, der Lehrer hatte einen Blick über die besetzten Bänke geworfen und die Hand auf seine Glocke gelegt, als ein schneller Schritt auf dem Kiebswege, das Flattern von Röcken gleich aufstiegender Vögel, sich hören ließ, und leichten Fußes ein junges Mädchen eintrat. Mit ihrem frischen, runden Kinn, den frischen, runden Wangen und dem leicht vorgebeugten schlanken Halse konnte man sie für fünfzehnjährig halten; die entwickelten Formen und der Schnitt der Kleider aber deuteten darauf, daß sie bereits erwachsen; in ihrem naiven Sichgehenlassen und dem vollkommenen Selbstbewußtsein war sie eines wie das andere. Trotz der wenigen Bücher, die sie an einem Riemen lässig in der Hand trug, ließ nichts an ihr auf das Schulmädchen schließen; in ihrem hübschen Kleide von punktiertem Musselin mit blauen Bänderchen an Rock und Taille und einem Rosensträußchen im Gürtel paßte sie ebenso wenig zu den andren wie ein silberner Teller zur irdenen Schüssel. Doch zeigte sie in ihrem Wesen ein eignes Gemisch von der Naivität der Jugend und dem Aplomb des Weibes, und wie sie so den

schmalen Gang hinabsetzte, wobei einige kleine, neugierige Köpfe zwischen den Falten ihres Kleides zeitweilig verschwand, da ließ das püßige Lächeln auf ihren Zügen über ihre Aufnahme keinen Zweifel mehr bestehen. Mit einer halben Verbeugung gegen den Lehrer, den einzigen Punkt, worin sie sich den andren gleichstellte, nahm sie auf einer der größeren Bänke Platz und begann mit aufgestützten Ellenbogen die Handschuhe abzunehmen. Es war Cressy Mc Kinty.

Erzürnt und beunruhigt durch das ungezwungene Auftreten des jungen Mädchens, erwiderte der Lehrer vorderhand ihren Gruß nur kühl und ließ ihre elegante Erscheinung scheinbar gänzlich unbeachtet. Die Situation war peinlich. Er konnte sich nicht weigern, sie aufzunehmen, da ihr Liebhaber sie nicht begleitete, auch ging es nicht an, bezüglich des gelösten Verlöbnisses Unkenntnis vorzuschützen, während es andererseits eine neue Einmischung gewesen wäre, welche Indianerbrunn sicher nicht geduldet hätte, wollte er sie auf ihr offenbar unangemessenes Kostüm aufmerksam machen. Er hatte nur die Erklärung zu acceptieren, die sie ihm zu geben für gut fand. Er ließ die Glocke erkönen, sowohl um die auf ihn gerichteten Augen der Kinder abzulenken, als auch, um die Scene zu beendigen.

Sie hatte die Handschuhe abgezogen und stand auf.

„Ich kann wohl fortfahren, wo ich aufgehört habe?“ fragte sie lässig und wies auf die mitgebrachten Bücher.

„Vorläufig ja,“ versetzte der Lehrer trocken.

Die erste Klasse kam heran. Später, als seine Pflicht ihn zu ihr führte, fand er zu seinem Erstaunen, daß sie augenscheinlich bereits auf die folgenden Lektionen vorbereitet war, als habe sie in der That an ihrer Wiederaufnahme nicht im geringsten gezweifelt; auch benahm sie sich so ruhig, als habe sie die Schule erst am Tage zuvor verlassen. Ihre Kenntnisse waren allerdings noch ganz elementarer Natur, denn Cressy Mc Kinty war nie besonders begabt gewesen, allein er bemerkte, nicht ohne einen Zweifel an ihrer Beständigkeit, daß sie auf ihre gegenwärtige Arbeit ungewöhnliche Sorgfalt verwende. Zudem zeigte sich bei ihr ein gewisser Trost, als sei sie entschlossen, einer etwaigen Zurückweisung mangelnder Kenntnisse jeden Grund zu entziehen. Dabei konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß sie mehrere Dinge trug, und ein großes Armband auffällig an ihrem weißen Arm blühte — das bereits die Aufmerksamkeit der Mitschüler erregt hatte und Hans Filgen zu der lauten Bemerkung veranlaßte, daß es „wahrhaftig von Gold“ sei. Ohne ihren Blicken zu begegnen, begnügte er sich damit, die einmal rege gemachte Aufmerksamkeit der Kinder von ihr abzulenken. Sie war auch in ihrer früheren Rolle als Braut niemals besonders beliebt in der Schule gewesen, und nur Octavia Dean und ein paar ältere Mädchen wußten den geheimen Zauber zu schätzen, während der schöne Rupert, geschützt durch seine Vorliebe für die nicht mehr ganz junge Westherin des Indianerdrummer Hotels, sie als ein frühreifes Balg ansah, mit dem er noch weniger als den andren zu thun haben mochte.

Nichtsdestoweniger hatte ihre Anwesenheit etwas Aufregendes für den Lehrer — um so mehr, als sich daran die Erinnerung an ihre thörichte Liebesgeschichte knüpfte. Er versuchte sich einzureden, daß dies nur eine Phase in dem Grenzerleben sei, die ihm Vergnügen machen sollte. Allein das that sie nicht. Die Judringlichkeit dieses unvernünftigen Mädchels schien die Disciplin seines Lebens wie seiner Schule stören zu wollen. Die ungewissen, in die Ferne schweifenden Träumereien, denen er sich während der Schulstunden hinzugeben pflegte und die vielleicht durch die Abgeschlossenheit seines Wohnortes und eine gewisse stille Sympathie für seine kleinen Pflegebefohlenen erweckt wurden, für deren Nöten und Schwächen er Verständnis zeigte — diese Träumereien schienen nun auf immer dahin.

In der Pause hatte sich Octavia Dean zu Cressy gesellt, ihren Arm der Aelteren um die Taille gelegt, hatte sie mit einem Lächeln schnellen Verständnisses angeblickt und war dann mit den andren davongegangen. Der Lehrer an seinem Pult blieb mit Cressy allein, die in dem Gange stehen geblieben war.

„Ihre Eltern haben mir noch keine Mitteilung davon gemacht, daß Sie wieder in die Schule kommen würden,“ begann er. „Aber sie haben das wohl so gewollt?“

Ein unbestimmter Verdacht, daß eine Verabredung mit ihrem früheren Liebhaber dahinter stecken könnte, ließ ihn das Wort besonders betonen.

Mit jager Verwunderung schaute das Mädchen ihn an. „Ich denk', Pa und Ma werden nichts dagegen haben“, entgegnete sie mit der nämlichen Nichtachtung der elterlichen Autorität, welche Kupert Jilgen am Tage zuvor geoffenbart hatte und die eine lokale Eigentümlichkeit zu sein schien. „Ma wollte wohl mit Ihnen reden, aber ich sagte ihr, sie brauche sich keine Mühe zu geben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An der Welt der Ausgestoßenen.

Ueber Sibirien und das sibirische Verbannungssystem giebt es zwei Werke, die sich hohen Ansehens und weiter Verbreitung erfreuen und wenigstens dem Namen nach allgemein bekannt sind. Das eine rührt von dem Amerikaner George Kennan her und erregte vor zehn Jahren ungeheures Aufsehen wegen der furchtbaren Anklagen gegen den russischen Absolutismus, die aus seinen Seiten sprachen und ihm vielfach die unbegründete Anklage der Uebertreibung zuzogen. Das andre hat einen Russen zum Verfasser und reißt sich, während Kennans Buch auf sonderlichen literarischen Wert nicht eben Anspruch erheben kann, den klassischen Meisterwerken der russischen Literatur ebenbürtig an. Auf einer Höhe mit Dostojewskis „Nastoknikow“ stehen seine „Erinnerungen aus einem Totenhaus“. Wie der „Nastoknikow“ bekanntlich eine nichts weniger als aufheulende Veltüre darstellt, so haben auch die „Erinnerungen aus einem Totenhaus“ etwas unendlich Peinigendes und Niederdrückendes an sich mit ihren endlosen Schilderungen menschlichen Leidens, menschlicher Erniedrigung, menschlicher Verkommenheit, lassen einen aber doch nicht los wegen ihrer packenden Lebenswahrheit und wegen der durchdringenden, bis in Herz und Nieren blidenden Schärfe in der Schilderung menschlichen Seelenlebens, die Dostojewskis eigen ist. Er spricht hier freilich aus persönlicher Erfahrung, hat in jenen Blättern, wenn auch in dichterischer Verkleidung, ein gut Stück seiner eignen Vergangenheit zur ergreifenden Darstellung gebracht. Zur Zeit des Zaren Nikolaus I. wegen Verwicklung in die kommunistische Verschwörung Petraschewskys zu vierjähriger Verbannung nach Sibirien verurteilt, hatte er die Freuden des Lebens im „Ostrog“, im sibirischen Zuchthaus, von ihm „Totenhaus“ genannt, an sich selber zu kosten bekommen.

Wer sein Bild des sibirischen Sträflingslebens kennt, dem wird es lebhaft ins Gedächtnis zurückgerufen und in seiner inneren Wahrheit bekräftigt durch die Veltüre eines ganz neuen Buches über Sibirien. Ueber ein Menschenalter jünger, als Dostojewskis Werk, stimmt es doch in allem Wesentlichen mit ihm überein, und wenn es sich auch in Feinheit der Psychologie und Kunst der Darstellung nicht mit ihm messen kann, so darf es doch ein nicht geringes selbständiges, sachliches Interesse in Anspruch nehmen. Auch der Verfasser dieses Buches erzählt aus der eignen Leidensgeschichte: Dichter wie Dostojewskis, politischer „Verbrecher“ gleich ihm, durch die barbarische Niedertracht eines geängstigten Despotismus dazu verdammt, wie er, lange Jahre unter dem Abhub der Gesellschaft, „in der Welt der Ausgestoßenen“ zuzubringen, birgt er sich, vermullich aus sehr triftigen Gründen, hinter dem Pseudonym Melchin. Er wurde im Jahre 1887 samt 20 andren Angeklagten in einen politischen Prozeß verwickelt. Das Kriegsgericht erklärte ihn schuldig, ein aktives Mitglied des revolutionären Jugendbundes gewesen zu sein, in Dorpat bei der Einrichtung einer Geheimdruckerei mitgewirkt und unter einem falschen Namen gelebt zu haben. Für diese grausigen Verbrechen wurde er nebst 14 seiner Mitangeklagten zum Tode verurteilt. Während sie gehängt wurden, hatte der Verfasser unfres Buches das Glück, zur Zwangsarbeit auf Zeit in Sibirien begnadigt zu werden.

Auf dem Leidenswege dahin begleiten wir ihn zunächst. Nachdem ihm ordnungsmäßig der Kopf abrasiert und die Kette an die Weine geschnitten worden ist und nach einer herzzerreißenden Trennungsszene von seiner Mutter führt ihn zunächst die Eisenbahn von dannen; bald aber beginnt die langwierige Barkenfahrt auf der Wolga und der Kama, dann weiter auf dem Irtschik, dem Ob und ihren Zuflüssen bis Tomsk und sodann der Monate in Anspruch nehmende Marsch auf der 3500 Kilometer langen Stappenstraße Tomsk - Stretensk. Dieser Zug der unbekanntem Zukunft entgegen war gewiß reich an Strapazen und Entbehrungen, an Erniedrigungen und Seelenqualen — letzteres zumal für die weiblichen Angehörigen der Kolonne — aber er gab doch nur einen schwachen Vorgeschmack dessen, was Melchin bevorstand am Orte seiner Bestimmung, dem neu angelegten, als „Mutteranstalt“ gedachten Zuchthaus von Schelaj*) im Bezirke von Nerzhinsk, der nämlichen ost-

sibirischen Landschaft, wo einst der erste unter den sozialistischen Theoretikern Rußlands, N. G. Tschernischewsky, seine Leidensjahre zugebracht hat. Während Melchin nämlich auf der Flußfahrt und dem Marsch über die Stappenstraße mit den andren Politischen zusammen sich einiger Rücksichtnahme erfreut hatte, insofern sie unterwegs und in den Stappengefängnissen von den gemeinen Verbrechern gesondert gehalten worden waren, wurde er nun von seinen bisherigen Gefährten, deren Ziel ein andres war, getrennt und taugte unter in der Masse der Sträflinge, ohne irgend welchen Vorzug vor ihnen zu genießen.

Welches seine Empfindungen waren, als er den ersten Abend in Schelaj noch lange wach lag inmitten der abgehärteten, verhärteten Stubengenossen, die auf den hölzernen Bänken schliefen, das beschreibt Melchin also: „Ich hatte noch keine Lust zu schlafen; ich dachte nach. Ich dachte an den Ort, an den ich geraten war, und daran, was mir die Zukunft vorbehalte; ich litt besonders bei dem Gedanken an meine Vereinzelung inmitten dieser Menschen. Dieser Abend allein und die Unterhaltungen, die ich angehört, hatten genügt, um mich begreifen zu lassen, welcher ungeheurer Unterschied vorhanden war zwischen unsren Ideen über Leben und Menschenwürde, zwischen diesen Leuten und mir. Unwillkürlich fragte ich mich, ob ich in Pabrowski*) glücklich gewesen sein würde als hier. . . Würde ich meine Gefährten begreifen und lieben können? Würde sich einer darunter finden, der Mitgefühl mit mir empfände? Welche Beziehungen würden wir schließlich zusammen haben? Es schien mir klar, daß, selbst wenn ich mich nicht bei ihnen verhasst machte, ich wenigstens in absoluter Vereinzelung leben und empfinden würde, und daß, im Vergleich mit ihnen, meine Leiden im Bagno zweimal, tausendmal schlimmer wären. . .“

Und als er dann das Schredensregiment des Gefängnisdirektors Lutschefarow, die unfruchtbare Arbeit in den nahegelegenen Silberminen, die miserable Nahrung und vor allem seine Kameraden, von deren Gesellschaft er doch nicht loskommen konnte, durch längere Erfahrung näher kennen gelernt hatte, da waren seine schlimmsten Erwartungen von der Wirklichkeit übertrouffen: „Für mich war das Leben in Schelaj unsäglich hart. Eine widerwärtige und wenig nahrhafte Kost, die Arbeit in den feuchten und kalten Bergwerksbrunnen, diese Art Dasein in einer Art erniedrigender Kaserne, wo alle unsre besten Gefühle und unser bestes Streben in den Kot gezerzt wurden, die Freiheitsberaubung und die Vernichtung alles Zusammenhangs mit der gebildeten Welt, ein enges Zusammenwohnen mit Menschen, die mit mir fast nichts gemein hatten, bittere Tage und Nächte voll marternder Schlaflosigkeit und voll wüster Traumbilder: ach, jetzt noch, nach so viel Jahren, schaudere ich, wenn ich an all' das zurückdenke. . .“

Was ihm unter den entwerdenden und entfittlichenden Eindrücken einer Umgebung von Entarteten, von Häßlichen und kleinen Tyrannen als Halt und Trost diente, das war in erster Linie der Unterricht im Lesen und Schreiben, den er einer Anzahl seiner Stubengefährten gab, und dann später der Umgang mit zwei „Politischen“, die dem Zuchthaus von Schelaj überwiesen wurden. Was jenen Unterricht anbetriefft, so war sich Melchin über den praktischen Nutzen dieser Thätigkeit sehr im Zweifel, aber er hielt doch fest daran, weil sie ihn selber vor dem Grübeln behütete und seine Mitgefangenen dem bösen, verbrecherischen Gedankenkreise entzog, in dem sie gewöhnlich lebten. Dabei und im sonstigen Umgang mit ihnen, unter denen wenige waren, die nicht einen Mord oder wenigstens einen schweren Straßenraub auf dem Gewissen hatten, lernte er „selbst diese erschredenden Menschen begreifen und lieben, in ihnen die nämlichen Kennzeichen des Menschentums finden, die ich in mir hatte, die nämliche Fähigkeit zu leiden und das Leiden zu fühlen. Unter den gegebenen Umständen sah ich in ihnen ebenjogut Opfer wie Henter.“

Das ist freilich durchaus nicht der Standpunkt des Gefängnisdirektors Lutschefarow, ebenso wenig wie der seiner vorgelegten Behörden. Seine und deren Meinung über die Gefangenen und ihre Behandlung setzte er Melchin folgendermaßen auseinander, als der Gefangene Bücher aus der Heimat geschickt und von Lutschefarow persönlich ausgehändigt bekam und diesem gegenüber die Absicht aussprach, seinen Mitgefangenen daraus vorzulesen, um sie zu bessern: „Angenscheinlich“, meinte der Gefängnisgewaltige, „die Sträflinge bessern, das ist sehr nett. Ich strenge mich selbst in dieser Richtung an; aber dies ist das erste Mal, daß ich sagen höre, dies Volk sei für etwas andres empfänglich, als für Furcht und Strafen aller Art. Um die Wahrheit zu sagen, bin ich zum Weispiel weit davon entfernt, für die körperlichen Rüchtigungen einzutreten; das habe ich den Gefangenen oft gesagt. Wenn Sie wollen, bin ich sogar im Princip Gegner von Peitsche und Knuten: wozu dient das? Was machen sich Gefellen, wie die hier, daraus? Das Arsenal von Strafen, das ich in Händen habe, genügt wohl ohne das. . . Ich wiederhole es, von Natur bin ich keineswegs grausam. Nur halte ich mich in allem an die strikte Geseßlichkeit, an den Buchstaben des Geseßes. Darum sehe ich keine andren Besserungsmittel, als die mir die Instruktionen angeben. Alle, die sich gegenwärtig praktisch mit der Sträflingsfrage beschäftigen, erkennen mir einen Antieck an: die Furcht, und ich bin ihrer Meinung. Alles übrige, alles, was Sie hinzufügen, sind einfache Annahmen. Nein, mit diesen Büchern hier werden Sie Leute, wie die hier, nicht bessern. Ich lebe seit 10 Jahren in Sibirien und kenne sie besser als Sie: es sind Kanakken, die bis

*) N. Melchine, Dans le monde des réprouvés. Souvenirs du bagne sibérien. Traduit du russe par Jules Legras, Paris 1901.

*) Der wirkliche, anderslautende Name wird vom Verfasser verschwiegen.

*) Minentort im Bezirke Nerzhinsk.

ins Mark der Knochen verborben sind.“ Das waren also die Anschauungen, nach denen die Musteranstalt Schelaj verwaltet wurde; wie sie wirkten, das sei in Melchins nicht für Schelaj oder für Rußland allein geltenden Worten beschrieben: „Das Leben verlief im Gefängnis nach der am ersten Tage festgesetzten Ordnung. Der Appell, die Mahlzeit, das Ende der Arbeit, der Schlaf, alles hatte seine Stunde. Alles war darauf eingerichtet, aus uns Maschinen zu machen, die nur auf Befehl und „den Instruktionen gemäß“ lebten. Diese Instruktionen rechneten augenscheinlich überhaupt gar nicht mit der Annahme, daß im Innersten der Existenz jedes so reglementierten Sträflings noch ein kleiner Winkel blieb, wohin sie nicht dringen konnten. Dieser kleine Winkel, dies Allerheiligste, das bei den Verdorbenen existiert, war bei unsren Sträflingen die Erinnerung an die Vergangenheit, die Vorstellungen von der Freiheit, der instinktive Haß gegen die Soldaten, gegen die Wärter, mit einem Wort gegen alles, was „Vorgesetzter“ hieß. . . Die Regeln berührten nur das Neuzere, man hatte gut Reinlichkeit, vollständige Arbeit, Gräßen in den Regeln fordern, indessen wandelte man nicht die Seele auch nur einem einzigen Gefangenen um. Die Vorstellungen über Zweck und Sinn des Lebens blieben immer dieselben, und wenn der Sträfling bedingungsweise freigegeben wurde, so begann er sein neues Leben nach dem nämlichen Muster wie das vorausgegangene, mit dem einzigen Unterschiede, daß er sich jetzt anstrenge, reinlicher, vorsichtiger zu „arbeiten“, indem er so wenig Belohnung wie möglich zurückließ. . . Die äußerliche Zurück verdirbt den schon verdorbenen Menschen nur noch weiter und endgültig bis aufs Mark, weil sie ihn zwingt, List und Heuchelei zu verwenden. Sie vernichtet nicht in seiner Seele die gefährlichen Bacillen, die darin die Krankheit des Verbrechens hervorrufen, sondern bewirkt nur ihre Verbergung in den geheimsten Winkeln, wo sie indes nicht minder gefährlich sind. Der brave Hauptmann Lutschesarow, der sich auf rein äußerliche Umstände stützte, auf den Umstand, daß in dem ihm anvertrauten Gefängnis alles gut gehe, daß es weder Stärkenspiel, noch Effektenverkauf, noch Trunkenheit, noch Lärm darin gebe, konnte ganz natürlich denken, daß er nichts von den neuesten Entdeckungen der kriminalistischen Wissenschaften vernachlässige, und daß in seinen Händen das Straßsystem blühe: „ich aber, vor dem sich hier und da die Tiefen der Verbrecherseele öffneten, sah Narax und begriff, unter schmerzlichen Zusammenziehen des Herzens, daß dies Schreckensregiment nichts Positives und Gutes schuf.

Ein interessantes Bild davon, wie im Mustergefängnis von Schelaj die Direktion ihre Gefangenen erzog und die erzieherischen Absichten Außensehender förderte, und wie sich die Sträflinge dabei ausnahmen, bietet die Scene, in der ein deutscher Missionar im Zuchthaus erscheint. „Am folgenden Abend erschien auf sehr unerwartete Weise der fremde Missionar mit seinem Dolmetscher. Da Lutschesarow nicht da war, so führte der Oberwärter den Besucher. Dieser war ein großer, gebeugter Greis mit grauem Vorne; er war in schwarzem Ueberrock und trug unter dem Arm eine Frucht Evangelien. Er ging die Säle rund, indem er nur auf Deutsch eine Ansprache hielt, die ein Dolmetscher Wort für Wort ins Russische übertrug. „Dies Buch ist ein großes Buch, gleich notwendig für den Bauer wie für den Kaiser. Die Lehre, die es enthält, ist wahr: sie ist nicht allein wahr, sondern in hohem Grade praktisch, nützlich. Es genügt, aufrichtig an Gott zu glauben und ihn zu bitten: er wird alle unsre Gebete und alle unsre Wünsche verwirklichen. . .“ Kaum hatte der Missionar diese Worte ausgesprochen, als wir das betäubende Kommando „Stillgestanden!“ erschallen hörten und unsern Saal wie ein Sturmwind Lutschesarow betrat, gerötet und außer Atem, von seinen Wärtern umgeben. Der Fremde hielt verwirrt ein. „Der Direktor des Gefängnisses von Schelaj, Hauptmann zur Disposition Lutschesarow,“ sagte Sechsaube*) sich vorstellend. Der Greis nannte seinen Namen, verbeugte sich, reichte die Hand und holte alsbald aus der Tasche das Papier, das von dem Zwecke seiner Reise handelte und die Erlaubnis enthielt, die Gefängnisse zu besuchen. „Gut!“ sagte Lutschesarow nach einigen Sekunden beschaulichen Stillhewigens, das noch andauerte, nachdem er die Papiere zurückgegeben hatte: „Sie haben schon mit ihnen gesprochen?“ Als der Greis von seinem Dolmetscher den Sinn dieser Frage erfuhr, nickte er zustimmend mit dem Kopfe und machte sich daran, seine Evangelien zu verteilen, indem er jeden Gefangenen fragte, ob er lesen könne oder nicht. Natürlich erklärten alle, sie könnten lesen, selbst wenn sie kaum das Alphabet kannten. Dann gingen die Besucher weiter in die andern Säle, wo ihnen jedesmal vorausging das Kommando „Stillgestanden!“ Wahrscheinlich machte es dem Fremden wenig Vergnügen, unter solchen Umständen seine Rede zu halten. Er beilte sich wegzukommen, und die Sträflinge begannen ihre Bemerkungen über ihn. Ich hörte nicht ein einziges Wort, das seine Ansprache oder den Zweck seiner Reise betraf. Man sprach von seinem Neuzern, seinen Kleidungsstücken. „Ha, sag doch, wenn man auf der Straße einen Kerl wie den träse,“ sagte mit seiner Dramarbasimene Andruscha Powar, „der würde sicher, wenn man ihm nur ein Wort sagte, alles geben, was er am Leibe hat, Uhr, Ueberzieher und Geld.“ „Ja, er muß doch einige Groschen haben“, bestätigten die andern. „Das wäre ihm zu teuer gekommen, uns 10 oder 20 Rubel zu geben? Hier Kinder, macht Euch ein gutes Essen, auf meine Gesundheit! Er ist geizig, das ist klar.“ Es war traurig, solche Worte zu hören und zu denken,

daß für ein solches Ergebnis dieser Greis Tausende von Kilometern zurückgelegt hatte, der vielleicht aufrichtig an die Heiligkeit und Nützlichkeit seiner Mission glaubte, und der vielleicht von ganzem Herzen diese Menschen liebte, von deren Aufklärung er träumte. . . Aber andererseits, wen mußte man anklagen? Die Evangelien, die er an die Gefangenen verteilt hatte, dienten größtenteils anderen Zwecken, als diejenigen, für die sie bestimmt waren. . .

Eudlich laun auch für Melchin der Augenblick der Auferstehung aus dem „Totenhause“: er wurde in Freiheit gesetzt, freilich nur bedingungsweise, daß heißt, auf Widerruf, unter ständiger Kontrolle und mit Unterwerfung unter die Zwangsarbeit. Nach seiner Befreiung empfand er keine übermäßige Freude über seine Erlösung: „es schien mir, daß die frohe Stunde der Befreiung zu spät geschlagen habe, als meine Seele schon Müdigkeit fühlte und mehr als einen Miß bekommen hatte.“ Und nach den Sträflingen, der Hefe der Gesellschaft, unter denen er so lange hatte leben müssen, sehnte er sich sogar manchmal zurück; noch in seinem „Nachwort“ schreibt er: „Wenn ich den Blick auf meine „Erinnerungen“ richte, so sehe ich von neuem aus dem Dunkel der Vergangenheit die kleinste Einzelheit alles dessen heraustreten, was ich empfunden habe. Und sie erscheinen mir von neuem so nahe, alle diese hungrigen, wilden, unwissenden, grausamen Menschen, alle diese Unglücklichen, diese unendlich Unglücklichen, ja vor allem und in erster Linie diese Unglücklichen! Mein Herz leidet von neuem in solchen Augenblicken, und ich möchte mich wieder in ihrer Mitte befinden, von neuem ihr bitteres Los teilen, indem ich versuche, einen Lichtfunken inmitten der Finsternisse ihrer Seele aufzufinden.“ Er war eben auch allmählich auf den Standpunkt gelangt, den Dostojewski in den „Erinnerungen aus einem Totenhause“ einmal so andeutet: „Wer weiß? Diese Leute sind vielleicht gar nicht um so viel schlechter, als jene andern, welche draußen, außerhalb des Ostrop geblieben sind! Ich dachte dies und schüttelte selbst den Kopf über meinen Gedanken und — Gott — hätte ich damals schon ahnen können, wie richtig dieser Gedanke war!“ Gegen Schluß seines Buches faßt Dostojewski dieselbe Idee einmal deutlicher: „Wieviel Jugend lag hinter diesen Wänden tot vergraben, wieviel herrliche Kraft verlor hier ungenützt! Freilich gab es hier ein ungewöhnliches Volk, aber es war wohl vielleicht das begabteste und stärkste Volk aus unsrer ganzen Nation. Und wer trug die Schuld am Verkommen desselben?“ — C.

Kleines Feuilleton.

dg. **Trollittchen.** Wer ist Trollittchen? Ein Onom oder ein niedliches Eselkind, das im Vollmondchein über blumige Wiesen tanzt? Keins von beiden, Trollittchen ist einfach ein Hund. Und um es gleich ganz genau zu sagen, Trollittchen ist mein Hund, obenein ein Dadel.

Ein waschechter, krummbeiniger Dadel. Trollittchen wäre kein Dadelname? Was schadet dem das? Muß ich meinen Dadel Männer nennen, weil jeder Dadel Männer heißt? Fällt mir gar nicht ein.

Also: Trollittchen.

Es liegen sich Geschichten von ihm erzählen, ohje, ohje! Zum Beispiel, daß er immer auf dem Sofa liegt, obgleich er doch seinen „Platz“ am Ofen hat; aber das ist noch nicht das Schlimmste, dafür ist er eben ein Dadel. Reulich hat er mir ein Stück Leberwurst vom Tisch gemaust, für fünfzehn Feinlinge gute Leberwurst einfach vom Teller weg, ist das nicht eine Frechheit?

Ja, ja! Eigentlich müßte Trollittchen etwas mit dem Rohrstoß bekommen, aber gar nicht unsachte, nicht wahr? Wenn er nur nicht — „so nett“ wäre.

Und er ist wirklich „nett“. Kann daß man anfangen will zu schelten, liegt er auf dem Boden und hebt das Pfötchen und die Augen kann er drehen und das Schwänzchen fliegt —!

Die dicke Kaufmannsrau aus dem Nebenhanse hat ganz recht: „s is 'n freundliches kleines Luder.“

Aber die Menschen! Die Menschen!

Da kommt zum Beispiel der Herr Geheimrat. Trollittchen empfängt ihn mit einem Freudengeheul, legt sich vor ihm auf die Erde, macht vor Veranügen förmlich Kotan.

Aber der Herr Geheimrat ist enttäuscht: „Nein, der Hund! Das ist ja ein schredlicher Hund! Was will denn der von mir? Jagen Sie doch den Hund fort, immer springt er mir vor die Füße!“

„Marisch, hinaus, Trollittchen! Kommst heute nicht mit in die Stube.“

Da klemmt er das Schwänzchen zwischen die Beine und drückt sich.

Der Herr Geheimrat jammert: „Nein, nun haben Sie wieder einen Hund. Warum haben Sie denn wieder einen Hund? Sehen Sie, ich bin ein großer Hundefreund, aber nur nicht im Hanse solch ein Vieh. Ja, es sind ja nette Kameraden, wenn sie nur nicht so. . . hm so gewisse kleine, braune Tierchen bei sich hätten. Ach, ich liebe die Hunde so unsagbar. Aber die kleinen braunen Tierchen! Nein, ich habe zu meiner Frau gesagt: „bloß keinen Hund.“

Da ist Frau Trude ganz anders. Sie zieht Trollittchen gleich auf den Schoß. „Ach, was haben Sie denn da? Der ist ja süß, den möchte man ja abknutschen. Und Augen hat er, richtig wie ein Mensch. Ach Trollittchen, wenn Du mein Hund wärst, kämst Du Tag und Nacht nicht von meiner Seite. Ich habe ja die Tiere so

*) Spigname den die Sträflinge Lutschesarow gegeben hatten.

Neß, sie sind ja viel besser, wie die Menschen! Ich könnte ihnen alles zu Liebe thun!"

Trollittchen bekommt wahrhaftig einen Auf. Trollittchen ist ganz Begeisterung, wo man Klaffe bekommt und „zum Abhutschen“ ist, da werden von der Abendtafel auch sicher ein paar delikate Würstchen herunterfallen.

Aber Frau Trude legt die Würstchen ruhig auf den Teller. Frau Trude schwärmt gerade von neuen Winterkleidern.

Trollittchen begeißt das offenbar nicht. Er sitzt und sieht sie an; sie erzählt weiter von Homespunshüten und von der gelben Aristokratie, die sie beim nächsten Wohlthätigkeitsball tragen wird. Trollittchen hebt sich auf die Hinterbeine und bugt mit seinem spizen Näschen beschneiden an ihren Arm.

Aber Frau Trude schreit auf: „Was will denn der Hund? Wie kannst du denn betteln? Jetzt will ich dich nicht! Marsch weg! Rein, das macht mich ganz nervös, wenn der Hund mich so ansieht. Geh!“ Frau Trudes spizes Stiefelchen bohrt sich in Trollittchens feistes Bäuchlein. Ja, siehst du, Trollittchen: Worte und Thaten.“

Frau Doktor Schweiger hat mir ihre Freundschaft gekündigt und das kam so: Frau Doktor Schweiger besuchte mich mit ihrem Hänschen, der ist fünf Jahre alt und — ein Engel. Seine Mutter sagt es wenigstens. Der Engel liebt nichts so sehr wie kleine Hunde. Er „spielt“ mit Trollittchen. „Ist das Bild nicht süß?“ fragt verzückt die Mama.

Trollittchen findet es nicht süß, er schreit auf und rennt davon. Der Engel hat ihn in die Nase gekniffen.

„Komm her“, ruft der Engel und stürzt ihm nach, jetzt hat er ihn richtig am Schwanz erwischt und reißt ihn daran in die Höhe: Trollittchen quiecht, als ob er am Spieße stäke. Des Engels Häuste saufen auf seinen Nüden.

„Aber Hans! Wießt Du mal!“ Ich reiße ihm den Hund fort. „Lassen Sie ihn doch!“ Die Mama will sich tod-lachen. „Lassen Sie ihn doch, er spielt ja nur, er spielt Trommel.“

„Na, erlauben Sie, er quält den Hund!“ „Ach, wie können Sie denn das „Quälen“ nennen, und überhaupt einem Kind das Vergnügen zu stören um so einen alten hundrigen Hund.“

Frau Doktor Schweiger und ihr Engel besuchen mich niemals wieder.

Aber draußen in der Küche sitzt die alte Wäschfrau, sie ist eben mit dem Mittagessen fertig geworden, neben ihrem Teller, sorgsam auf Zeitungspapier, liegen die Karbonadentknochen, die hebt sie hoch: „Komm mal her, Trollittchen, die sind for Dir.“

„Haben Sie ihn richtig wieder etwas aufgehoben, Frau Schulz?“

„Na, wo wer id dem nich? Allemal. Wo 'n kleiner Köter w's Haus is, muß er de Knochen kriegen, det wird sich woll so jehören.“ Und da sitzt Trollittchen richtig auf ihrem Schoß.

„Er drückt Ihnen ja das Meiß, Frau Schulz.“

„Na, denn nehmen wir det Kleid einfach hoch. Sehen Se, so, nu kann er sitzen bleiben. Denken Se, id wer 'n Eier zurückschubsen, det sich zu mir frent? Ne, so ruppig is de Schulzen nu doch nich.“

„Aber viele Menschen mögen das nicht.“ Sie blinzelt mich mit ihren kleinen tränen Augen an: „Ne, viele Menschen mögen's nicht, aber wissen Se: Det sind denn ooch Menschen...“ Und nach einer Pause: „Ja, se sagen immer, wer nich jut is zu de Tiere, der is ooch nich jut zu de Menschen und manchmal is 's jrade umjsehr, und se sind juter zu de Tiere als zu de Menschen. Aber det hab' id auch immer jesagt, det können Se man glauben, wer nu schon auch 'n Hund wegjchubst, der taugt überhaupt nich, der taugt überhaupt nich, der is 'n Anppsäl. Goppla Trollittchen!“

Musik.

— In der That wird die augenblicklich klare Erfassung einer ganzen Leidenschaft auf der Bühne bei weitem erleichtert werden, wenn sie eben ganz mit allen Nebengefühlen und Nebenempfindungen mit einem festen Strich in eine klare fahliche Melodie gebracht wird, als wenn sie durch hundert kleine Kommentationen, durch diese und jene harmonische Nuance, durch das Hineinreden dieses und jenes Instruments verbaut und endlich ganz hinweggelüftet wird.“ In diese Worte sagte Richard Wagner im Jugendalter von 24 Jahren eine Auseinandersetzung über italienische und französische Opern und zumal über Bellini zusammen. Ob damit nicht eine Kritik des späteren Wagner oder wenigstens manches von seinen Nachfolgern gegeben ist? Jedenfalls freuen wir uns, in diesen Tagen auf das Leben eben des Tonkünstlers zurückblicken zu können, an den Wagner bei jenen Worten ganz besonders dachte. Wir freuen uns auch dessen, was diese Tage an Wiederbelebungen des Gedächtnisses jenes Komponisten bringen. Seit längerem rüsten sich die Städte Italiens, zumal die an Vincenzo Bellini besonders beteiligten, um die Erinnerung an seinen Geburtstag würdig zu feiern (3. November 1801). Namentlich sollen einige frühere Werke Bellinis hervorgeholt werden. In Deutschland sind für diese Gedächtniszeit die „Musiker-Biographien“ der Reclam'schen „Universitäts-Bibliothek“, die trotz mancher Ungleichmäßigkeiten im allgemeinen mit Recht gut angeschrieben sind, um ein 23. Heft, um das über Bellini von Paul Hoff, vermehrt worden. Auch diesmal können wir vermeiden, die hier und sonst leicht zu findenden

Lebensdaten und Charakteristiken des Mannes wiederzugeben. Uns obliegt es vielmehr, zu fragen, was in unsrer Nähe geleistet wird, um einerseits die zu unserm Gegenwartsbesitz gewordene Vergangenheit und andererseits die in unsrer Gegenwart ruhende Zukunft zu pflegen. Es finden in diesen Tagen nicht nur mehrere Neu-Ervedungen Bellinischer Opern, sondern auch, eben dem Toten zu Ehren, mehrere Aufführungen modernster Opernmoditäten statt, damit auch wir unsern Bellini bekommen. Nur glaube man nicht, daß dies in den Operntheatern Berlins geschieht; es geschieht lediglich in der — Phantasie des Schreibers dieser Zeilen. Jene Theater pflegen ihren Alltag gemüthlich weiter, „als ob nichts geschehen wäre“. Doch nein: es ist thatsächlich etwas geschehen, das freilich nach außen kaum sehr bemerkt wurde. Der Oberregisseur unsres königlichen Opernhauses, Feytaff, ist auf einen Verwaltungsposten zurückgetreten und durch Herrn Braunschweig ersetzt worden, der bisher unter jenem und zuletzt in Wahrenth gewirkt hat. Daß damit eine tüchtige, augiasstallmeisternde Kraft gewonnen sei, wollen wir vorläufig annehmen; daß sie auch im besten Fall so lange nicht viel nützen werde, als überhaupt an dieser Oper die einzelnen Führer wenig zu sagen haben und der Gesamtgeist nicht steigt, müssen wir allerdings befrachten.

So tief nun ein Konzert im allgemeinen unter der Vorführung eines musikalischen Dramas steht, so hoch kann die einseitliche Haltung eines Konzertes über einer Opernwirtschaft stehen. In diesem Sinn hat uns neulich der populäre Lieber-Abend von Brigitta Thielemann einige Freunde bereitet. Vor allem wegen des guten Programms, das auch in der Drucklegung von einer dankenswerten Genauigkeit war. Das eine Manuscript allerdings, Fritz Fuhrmeisters „Vor der Schmiede“, fiel ganz ab; vielleicht ist dadurch der Armfälligkeit des Komponisten im Herausheben musikalischen Gehaltes aus dem dichterischen Gehalt zu viel Strafe widerfahren. Auch Wilhelm Vergers „Troyden“, das beim erstmalig mächtig wirkte, möchte ich nicht gerne so oft hören. Eigentlich war die durchaus moderne Behandlung des tieffühlenden „Freundes“ von Eichendorff in der Vertonung durch Hugo Wolff. Der so ganz romantische Dichter würde sich meines Erachtens dagegen doch nicht gestänkt haben; er besaß genug Feingefühl für Eigenartiges in Natur und Kunst. Die Sängerin jenes Abends verfiel über eine geschmeidige (doch in den Registern nicht ganz ausgeglichene) Stimme, mit der sie Jarters, wie einige seine Sachen Loewes und den lieblichen „Spaziergang im Sonnenschein“ von Catharina van Neunes (holländisch) sehr gut zur Geltung brachte. Bei Kräftigerem kippst ihre Stimme manchmal um. Bei Richard F. Eichbergs (eines Veteranen der Berliner Musikpelle) „Schließe mir die Augen beide“, nach Th. Storm, kam dagegen ihr schöner Stimmklang vortrefflich heraus. Brahms' „Acht Eigenmelieder“ (op. 103) konnten mir nur wieder eine Anerkennung des Erstes erwecken, in dem dieser Meister so groß ist; tiefer haben auch sie mir nicht gegriffen. Herrn Dr. Franz Kuhlos bescheidene Begleitung sei noch eigens erwähnt. —

sz.

Notizen.

— Die erste Aufführung von Gerhart Hauptmanns Tragikomödie „Der rote Hahn“ ist für den 23. November im Deutschen Theater in Aussicht genommen. —

— Arthur Schnitzlers Einakter-CHILUS, der am Deutschen Theater demnächst zur Aufführung gelangen wird, führt den Gesamtitel „Lebendige Stunden“ und besteht aus den drei einaktigen Schauspielen, „Lebendige Stunden“, „Die Frau mit dem Dolche“, „Die letzten Masken“ und dem Lustspiel „Litteratur“. —

— Strindbergs neue Bühnendichtung „Der Totentanz“ geht noch diesen Winter in Berlin in Scene. Emanuel Reicher und Rosa Bertens werden die Hauptrollen spielen. —

— „Mein Schneider“, ein Einakter von Alfred Capus, deutsch von Wilhelm Thal, ist vom Residenz-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Otto Ernsts umgearbeitetes Drama „Die große Sünde“ errang bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg einen starken Erfolg. —

— Maxim Gorkis Novelle „Foma Gordejew“ ist dramatisiert worden und geht demnächst am Neuen Theater in Petersburg in Scene. —

— „Die bösen Buben“ nennt sich eine neue Künstlervereinigung à la „Schall und Rauch“, die Mitte November im Künstlerhause vor einem geladenen Publikum debütieren wird. —

— August Bungert läßt zu Weihnachten einen Band „Reinlieder“ erscheinen. —

— Die Wahrenther Festspiele im Sommer 1902 bringen: „Parfifal“, „Der Ring des Nibelungen“ und „Der fliegende Holländer“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 3. November.